

# DIE PRIESTERSCHRIFT ALS QUELLE

Eine Erinnerung

*Christoph Levin*

Der Untertitel »Eine Erinnerung« lässt die Wahl, das Folgende als Nachruf auf die Pentateuchquelle Priesterschrift oder als Ausblick auf ihre Wiederbelebung zu lesen. Für beides gibt es Gründe. »Erinnerung« besagt zugleich, dass keine Neuigkeiten mitzuteilen sind. Nach zweieinhalb Jahrhunderten moderner Forschung liegen alle denkbaren Argumente auf dem Tisch.

## I DAS PROBLEM DER URKUNDENHYPOTHESE

Als man im Jahre 2003 des zweihundertundfünfzigsten Jahrestags von Robert Lowths *De sacra poesi* und Jean Astrucs *Conjectures* gedachte,<sup>1</sup> sagte Rudolf Smend in einem Festvortrag:

»In den Büchern der beiden illustren Dilettanten finden sich [...] zwei Entdeckungen, die so sehr auf der Hand liegen, daß man sich wundert, wieso sie überhaupt gemacht werden mußten [...]: bei Lowth die Entdeckung des Parallelismus membrorum [...] als Hauptmerkmal der hebräischen Dichtung, bei Astruc die Entdeckung, daß man in der Genesis zwei Quellen (*mémoires*) daran unterscheiden kann, daß sie für Gott verschiedene Bezeichnungen haben, Elohim / Gott die eine, Jehova / Jahwe / der Herr die andere.«<sup>2</sup>

Von diesen beiden Eindeutigkeiten hat man den Parallelismus membrorum vorläufig noch nicht in Zweifel gezogen. Anders ist es um die Urkundenhypothese bestellt.

---

<sup>1</sup> R. Lowth, *De sacra poesi Hebraeorum. Praelectiones academicae Oxonii habitae*, Oxford 1753; J. Astruc, *Conjectures sur les mémoires originaux dont il paroît que Moïse s'est servi pour composer le Livre de la Genèse. Avec des remarques, qui appuient ou qui éclaircissent ces conjectures*, Bruxelles (tatsächlich Paris) 1753.

<sup>2</sup> R. Smend, *Das alte Israel im Alten Testament*, in: *Ders., Bibel und Wissenschaft. Historische Aufsätze*, Tübingen 2004, 1-14, 1.

Das Problem der Urkundenhypothese war und ist, dass sie »so sehr auf der Hand liegt«. Das hat verhindert wahrzunehmen, dass die Vereinigung zweier (oder gar mehrerer) großer Erzählwerke nur eine Ausnahme im Verlauf der Literaturgeschichte des Alten Testaments gewesen sein kann, die besondere, nicht wiederholbare Bedingungen voraussetzt.

Die große Evidenz, die die (ältere) Urkundenhypothese im Buch Genesis und dort jedenfalls in der Urgeschichte besitzt, hatte zur Folge, dass man sich über die historischen wie auch über die literarisch-technischen Voraussetzungen, die mit dieser wie mit jeder literargeschichtlichen Hypothese verbunden sind, nicht immer ausreichend Rechenschaft gegeben hat. Noch heute kann es uns widerfahren, dass wir über der wirklichen oder scheinbaren Evidenz literarkritischer Analysen die Synthese vergessen, die wir damit unweigerlich unterstellen. Es ist aber die Synthese, die der Analyse den Rahmen vorgibt. Eine Analyse, die sich nicht aus dem Blickwinkel der damaligen Schreiber, aus ihren literarischen Möglichkeiten und ihren theologischen wie historiographischen Zielen wahrscheinlich machen lässt, mag noch so gelungen erscheinen – sie taugt nichts.

Ein näherer Blick auf die Anfänge der modernen Pentateuchkritik zeigt allerdings, dass alle Vorschläge differenzierter gewesen sind, als sie sich im Rückblick ausnehmen. Der Text hat sich nie dem einfachen J-E-P-Spiel gefügt, das der älteren Exegese vorgehalten wird. Schon die ältesten Fassungen der Urkundenhypothese bei Astruc und Johann Gottfried Eichhorn hatten die Fragmentenhypothese zur Voraussetzung. Sie waren insoweit, was die Entstehung der beiden »vormosaïschen« Geschichtswerke betrifft (die ungefähr dem entsprechen, was wir heute »Priesterschrift« und »Jahwist« nennen), Redaktionshypothesen, ähnlich wie es in der heutigen Exegese wieder vertreten wird.<sup>3</sup> Nicht P und J (in der späteren Bezeichnung) waren die »Urkunden« der älteren Urkundenhypothese, sondern die Quellen, die von P und J benutzt wurden. Der Jahwist als Erzähler ist ebenso wie *der Elohist als Erzähler* erst ein Kind des 19. Jahrhunderts und hat sich wie dieser als *Irrweg der Pentateuchkritik* erwiesen.<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Für Astruc haben die Verfasser der beiden großen Geschichtswerke A und B eine Vielzahl selbstständiger literarischer Urkunden in ihre Werke aufgenommen. Darüber hinaus nahm er zehn weitere Stücke an, die er weder A noch B zuordnen wollte, weil das Kriterium der Gottesnamen nicht anwendbar war. Er nannte sie C (in der Fluterzählung) oder D. Ganz ähnlich verfuhr J. G. Eichhorn, Einleitung in das Alte Testament, 2. Bd., 3. Aufl., Leipzig 1803, 274–385 (= 2. Aufl., Leipzig 1787, 245–346; die erste Ausgabe erschien 1780–1783).

<sup>4</sup> Vgl. P. Volz/W. Rudolph, Der Elohist als Erzähler. Ein Irrweg der Pentateuchkritik? (BZAW 63), Gießen 1933. Dass das »den endgültigen ›Abschied vom Jahwisten‹« bedeuten muss (so E. Blum, Die literarische Verbindung von Erzvätern und Exodus, in: J. Ch. Gertz/K. Schmid/M. Witte [Hg.], Abschied vom Jahwisten. Die Komposition des Hexateuch in der jüngsten Diskussion [BZAW 315], Berlin 2002, 119–156, 121), ist der jüngste Irrweg der Pentateuchkritik.

## 2 ILGEN UND DE WETTE: URKUNDEN- ODER ERGÄNZUNGSHYPOTHESE

Karl David Ilgen, der die eingehende Scheidung der Urkunden im Buch Genesis vorangetrieben hat, stellte schon 1798 fest:

»Die Trennung und Absonderung der Urkunden, aus welchen das erste Buch von Moses zusammengesetzt ist, ist ein so eigenes, und in seiner Art einziges Geschäft, daß keine Beschäftigung der Kritik, die man die *höhere* nennt, damit verglichen werden kann.«<sup>5</sup>

Es war indessen Ilgen selbst, der das Steuer in die falsche Richtung gelenkt hat, als er die durchlaufenden Quellen vermehrte. Sein exegetisches Ensemble umfasste einen Sammler und siebzehn Urkunden, die er nicht wie Astruc und Eichhorn auf zwei, sondern auf drei Verfasser verteilte:

»Ich habe die sämtlichen zerlegten Theile zu *siebzehn* für sich bestehenden Urkunden verbunden, davon *zehn* Harischon, *fünf* Eliel Haschscheni, und *zwey* Elijah Harischon gehören.«<sup>6</sup>

Mit der Unterscheidung von *Eliel Harischon* und *Eliel Haschscheni* nahm Ilgen die spätere Trennung von Priesterschrift und Elohist vorweg, wenn auch mit anderer Zuordnung der Texte. Der dritte Verfasser, *Elijah Harischon*, entspricht dem nachmaligen Jehovisten oder Jahwisten. Damit nicht genug. Um das System vollständig zu machen, nahm Ilgen auch einen *Elijah Haschscheni*, also einen zweiten Jahwisten, als Option ins Spiel. Der blieb freilich eine theoretische Größe.

Die zehn Urkunden des ersten Elohisten, der nachmaligen Priesterschrift, orientieren sich an den Toledot. Fünf Urkunden entfallen auf den zweiten Elohisten, darunter der gesamte nichtpriesterliche Text der Urgeschichte, und zwei auf den Jehovisten. Die erste jehovistische Urkunde beginnt mit Gen 12 und reicht bis Gen 33, die zweite umfasst Gen 38. Die Josefsgeschichte verteilt sich auf die beiden Elohisten. Im Ergebnis bedeutet das erneut, dass sich die Urkundenhypothese mit der Fragmentenhypothese verbindet. Für Ilgen gehen die Quellenschriften nicht auf Verfasser im eigentlichen Sinne, sondern auf Sammler und Kompilatoren zurück, man könnte auch sagen: auf Redaktoren.

<sup>5</sup> K. D. Ilgen, Die Urkunden des Jerusalemischen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt, Halle 1798, 341 (§.1. Von der Trennung überhaupt.). Zu Ilgen vgl. B. Seidel, Karl David Ilgen und die Pentateuchforschung im Umkreis der sogenannten Älteren Urkundenhypothese (BZAW 213), Berlin 1993.

<sup>6</sup> Ilgen, Urkunden, 494. Gemeint ist: »zehn Eliel Harischon«.

Der methodische Zwang zeigt sich aber in den Einzelheiten. So weist Ilgen die Tageszählung im ersten Schöpfungsbericht und damit die Ausrichtung der Schöpfung auf den Sabbat, in der Werner Carl Ludwig Ziegler und Johann Philipp Gabler eine literarische Bearbeitung erkannt haben,<sup>7</sup> dem zweiten Elohisten zu, deutet den Befund also mit der Urkundenhypothese statt, wie es zutreffend gewesen wäre, mit der Ergänzungshypothese.<sup>8</sup> Dabei musste er unterstellen, dass der größte Teil der vermeintlichen Urkunde in diesem Kapitel verloren ist. Solche *argumenta e silentio* wurden später bei der Quellenscheidung geläufig.

Auf Ilgens *Urkunden des Jerusalemischen Tempelarchivs* folgte Wilhelm Martin Leberecht de Wette mit seiner *Kritik der Mosaischen Geschichte*. De Wette gilt als Begründer der Ergänzungshypothese. Er bestritt, dass man den Wechsel von Elohim und Jahwe als Kriterium für die Scheidung der Urkunden verwenden kann:

»Die Namen Elohim und Jehovah sind nicht das unterscheidende Eigenthum zweier verschiedener Schriftsteller, sondern wahrscheinlich verschiedener Zeitalter oder religiöser Schulen.«<sup>9</sup>

Damit war das Hauptkriterium Ilgens, das auf die Entdeckung Astrucs zurückging und von Eichhorn zu breiter Geltung gebracht worden war,<sup>10</sup> relativiert. Stattdessen baute de Wette erstmals umfassend auf jenes Werk, das wir heute Priesterschrift nennen:

»Durch die Genesis und den Anfang des Exodus zieht sich ein ursprüngliches Ganzes, eine Art von epischem Gedicht, das, früher als fast alle übrigen Stücke und von diesen gleichsam das Original, der Urkundensammlung über diesen Theil der Geschichte als Grundlage gedient hat, auf welche die übrigen als Erläuterungen und Supplemente aufgetragen sind. Dieß müssen wir herzustellen und zu charakterisiren suchen. Gelingt es uns, so wird dadurch auf die übrigen an dasselbe angereichten Stücke Licht fallen, wir werden diese erst durch jenes verstehen.«<sup>11</sup>

<sup>7</sup> W. C. L. Ziegler, Kritik über den Artikel von der Schöpfung nach unserer gewöhnlichen Dogmatik, in: H. Ph. C. Henke (Hg.), Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte, Bd. 2, Helmstädt 1794, 1-113; J. Ph. Gabler, Johann Philipp Gabler's Neuer Versuch über die Mosaische Schöpfungsgeschichte aus der höhern Kritik. Ein Nachtrag zum ersten Theil seiner Ausgabe der Eichhorn'schen Urgeschichte, Altdorf 1795.

<sup>8</sup> Vgl. Ch. Levin, Tatbericht und Wortbericht in der priesterschriftlichen Schöpfungszählung, ZThK 91 (1994), 115-133; auch in: Ders., Fortschreibungen (BZAW 316), Berlin 2003, 23-39.

<sup>9</sup> W. M. L. de Wette, Kritik der Mosaischen Geschichte. Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament, Bd. 2, Halle 1807, 29f.

<sup>10</sup> Eichhorn, Einleitung, Bd. 2, 3. Aufl., Leipzig 1803, 274-385 (= 2. Aufl. 1787, 245-346).

<sup>11</sup> De Wette, Kritik der Mosaischen Geschichte, 28f.

Die Priesterschrift als Grundschrift des Pentateuch ist freilich bei de Wette nicht vollständig. Auf diese Einschränkung hat später Hermann Hupfeld aufmerksam gemacht:

»Mit ächt kritischer Vorsicht und Enthaltbarkeit beschränkte er sich darauf die gesuchte Urschrift nur in *großen Zügen* und *sicheren* Spuren zu verfolgen, ohne wie gewöhnlich eine vollständige Vertheilung des einzelnen zu versuchen, die auf der damaligen Stufe nicht ohne Willkür und vage Vermuthungen zu erreichen war; und eignete der *Urschrift* außer den Hauptepochen – Schöpfung, Sintflut, und Berufung Abrahams, nebst den die Zwischenräume ausfüllenden Geschlechtsregistern – mit Bestimmtheit nur Cap. 23. 35,9–15. 46,2ff. 48,1–7. 49,29–33. 50,12.13 zu (auch wie es scheint die Elohim-Quelle der Geschichte Josephs [...]). Davon unterscheidet er mit feinem Gefühl [...] spätere *Nachahmungen* und *Ausschmückungen* [...] Und gewiss würde sich aus diesen und andern Aeußerungen jener ersten Schrift schon damals die Gestalt der Urschrift noch bestimmter herausstellen, wenn er darauf ausgegangen und seine Absicht nicht hauptsächlich auf die Nachweisung des mythischen (unhistorischen) Charakters des erzählten gerichtet gewesen wäre.«<sup>12</sup>

An der Literaturgeschichte im engeren Sinne war de Wette nicht interessiert. Er wollte vor allem die *Gattung* der »mosaischen Geschichte« definieren, nämlich nachweisen, dass sie keine Geschichtsquelle im eigentlichen Sinne, sondern Mythe sei. Deshalb konnte er sich ab Gen 17 mit einer eher generellen Textbehandlung begnügen.

Die Ergänzungshypothese hat bei Heinrich Ewald<sup>13</sup>, Friedrich Tuch<sup>14</sup>, August Knobel und anderen eine erhebliche Wirkung ausgelöst. Knobel beschreibt die Grundschrift im Vorwort zu seinem Genesis-Kommentar:

»Die alte Schrift zwar, welche den Büchern Mosis und Josua's zum Grunde liegt, macht sich durch ihren festen Zweck und Plan und durch ihre stets gleich bleibende Manier und Sprache dem kritischen Auge leicht kenntlich und lässt sich meines Erachtens mit ziemlicher Sicherheit herausfinden, zumal sie abgesehen von einzelnen Angaben vollständig erhalten zu sein scheint. Aber desto schwieriger ist das Geschäft der Kritik bei den Stücken, welche durch die Hand des Bearbeiters der alten Grundschrift hinzugekommen sind. Bei ihnen herrscht keine solche Einheit wie bei den Bestandtheilen der Grundschrift.«<sup>15</sup>

<sup>12</sup> H. Hupfeld, Die Quellen der Genesis und die Art ihrer Zusammensetzung, Berlin 1853, 3f.

<sup>13</sup> H. Ewald, Die Komposition der Genesis kritisch untersucht, Braunschweig 1823.

<sup>14</sup> F. Tuch, Kommentar über die Genesis, Halle 1838.

<sup>15</sup> A. Knobel, Die Genesis erklärt (KEH 11), Leipzig 1852, Vorwort.

Weil die Disposition des Pentateuch sich mit einer einzigen Schrift, die später ergänzt wurde, am einfachsten erklären ließ, wurde die Lückenhaftigkeit der Grundschrift in Kauf genommen. Hier liegt die entscheidende Schwäche der Ergänzungshypothese.

### 3 HUPFELD UND NÖLDEKE: DIE NEUERE URKUNDENHYPOTHESE

Deshalb gewann die Urkundenhypothese doch wieder die Oberhand. Es war Hermann Hupfeld (1853), der die Weiche stellte. Bei ihm wurden aus den drei Verfassern, die Ilgen angenommen hatte, drei Quellen. Das setzte an erster Stelle voraus, dass Hupfeld das Profil der »Urschrift«, wie er sie nunmehr mit Bedacht nannte, also der heutigen Priesterschrift, genau herausarbeitete, um den Text der übrigen Schriften, die wir heute Elohist und Jahwist nennen, davon zu sondern.

»Darin besteht die *erste* Aufgabe dieser Schrift, die zunächst den Zweck hat theils *einige bisher übersehene Glieder der Urschrift nachzuweisen*, und damit ihren *Zusammenhang* herzustellen; theils und hauptsächlich eine Reihe *fälschlich ihr aufgebürdeter späterer Stücke abzuweisen*, und somit ihr Bild von fremden Zügen zu befreien und in seiner *Reinheit* herzustellen. Daran schließt sich eine *zweite*: die Untersuchung der *späteren Quellen*, besonders der mit dem Namen *Jvhv* bezeichneten Stücke, ihres historischen Charakters und Zusammenhangs, so wie der Art ihrer Zusammensetzung mit der Urschrift zu einem Ganzen, oder der *Redaction*.«<sup>16</sup>

Hupfeld sprach sich klar gegen die Ergänzungshypothese aus:

»In diesem Streben nach Einheit und Vereinfachung des Processes der Zusammensetzung und Redaction der Bestandtheile ist man nun neuerdings dahin gekommen in dem Pentateuch [...] nur *eine* selbstständige *schriftliche Quelle* anzunehmen, die Urschrift *Elohim*, und die *Jvhv*istischen Bestandtheile – abgesehen von einigen speciellen Urkunden – dem *Redactor* oder vielmehr *Verfasser* des Buchs selbst zuzuschreiben, der damit die Urschrift ergänzt, d. i. nach späteren Gesichtspuncten und Bedürfnissen erweitert und ausgeschmückt, und so das vorliegende Werk geschaffen habe; daher von dieser Thätigkeit der »*Ergänzer*« genannt. [...]

Es liegt in der natürlichen Richtung und Consequenz dieser Ansicht, daß erstlich, indem der Blick überall nach Zusammenhang Beziehung und Verwandtschaft späht, dabei die *Eigenheiten* und *Verschiedenheiten* leicht *übersehen* oder gering geachtet werden; sodann daß unwillkürlich der Antheil des *Jvhv*isten als *Ergänzers* *möglichst gering* und *unwesentlich* angenommen wird: weil Zuthaten welche unentbehrliche

<sup>16</sup> Hupfeld, Die Quellen der Genesis, 5.

Bestandtheile der Geschichte oder wesentliche Abweichungen von der ihm vorliegenden schriftlichen Quelle (ebenso wie auf der andern Seite bloße Wiederholungen des gesagten) enthielten, seinem Charakter als bloßer Ergnzer praejudicirlich sein und die ganze Annahme unwahrscheinlich machen würden. So kann es denn aus diesem doppelten Grunde nicht fehlen daß der *Urschrift möglichst viel und ganz verschiedenartiges aufgebürdet wird.*«<sup>17</sup>

Hupfeld erkannte, dass, um die Ergnzungshypothese überhaupt möglich zu machen, der Priesterschrift zu viel Text zugeschrieben und damit ihr Profil verwischt worden war.

Hupfelds Meisterschaft zeigt sich darin, dass er zugleich mit der Scheidung der Urkunden auch »die Art ihrer Zusammensetzung« bedacht hat:

»Im allgemeinen gleicht die Redaction der Genesis aus den nachgewiesenen drei Urkunden dem Unternehmen aus den Evangelien, besonders den drei ersten, eine *Evangelienharmonie* zusammenzusetzen, wie man sie schon früh versucht hat; und gesetzt die Quellen aus denen diese zusammengesetzt sind wären verloren gegangen und verschollen, so würde der Fall ganz derselbe sein. Daß aber das Unternehmen in unserem Buch nicht schlecht ausgefallen ist, beweist schon der Erfolg: daß es so lange seinen Ursprung aus so verschiedenartigen Bestandtheilen hat verbergen und für ein einheitliches Werk gelten können, ja bei Vielen bis auf diesen Tag noch dafür gilt; und doch zugleich der neuern Kritik möglich gemacht hat die darin verwebten Quellen mehr oder minder deutlich und genau zu unterscheiden.«<sup>18</sup>

Der Vergleich mit der Evangelienharmonie Tatians ist seither mehrfach wiederholt worden, besonders nachdrücklich von Herbert Donner.<sup>19</sup>

Hupfelds Wirkung ist erheblich gewesen. Theodor Nöldeke, dem in der Regel eine Schlüsselrolle für die Identifizierung der Priesterschrift zugeschrieben wird, steht in seiner Folge,<sup>20</sup> ebenso später Abraham Kuenen und Julius Wellhausen. Der unpratentiose Kuenen beschreibt die Priesterschrift im Rahmen der Urkundenhypothese:

»Ohne Mühe finden wir in einzelnen Elohim-Abschnitten der Genesis die jetzt zerstückelten Theile eines planmässig angelegten Werkes, das mit der Schöpfung in

<sup>17</sup> Hupfeld, Die Quellen der Genesis, 78f.

<sup>18</sup> Hupfeld, Die Quellen der Genesis, 195.

<sup>19</sup> H. Donner, Der Redaktor. Überlegungen zum vorkritischen Umgang mit der Heiligen Schrift, Henoeh 2 (1980), 1-29; auch in: *Ders.*, Aufsätze zum Alten Testament (BZAW 224), Berlin 1994, 259-285.

<sup>20</sup> Th. Nöldeke, Die s. g. Grundschrift des Pentateuchs, in: *Ders.*, Untersuchungen zur Kritik des Alten Testaments, Kiel 1869, 1-144.

sechs Tagen beginnt, daran eine Genealogie von Adam bis auf Noah anreihet, die Sintfluth und den Bund zwischen Elohim auf der einen und Noah auf der andern Seite schildert, um darauf wieder mittels einer Genealogie, die von Sem bis zu Tharah geht, auf die Stammväter Israels, Abram, Isaak und Jakob, zu kommen, deren Geschichte dann bis zum Tode Jakobs in Egypten erzählt wird. Ganz vollständig ist dies Werk nicht auf uns gekommen, aber es fehlt doch nur wenig davon. Hinsichtlich einiger Verse und Abschnitte bleibt es vor der Hand zweifelhaft, ob sie zu diesem Werke gehören; erst durch die Untersuchung der übrigen Bestandtheile und der Redaction des ganzen Buches kann dieser Zweifel gehoben werden. Im Allgemeinen aber hängen die jetzt zerstreuten Theile so deutlich untereinander zusammen und stimmen in Sprachgebrauch, Stil und Charakter so sehr überein, dass in Betreff ihres gemeinsamen Ursprungs nicht die geringste Unsicherheit übrig bleiben kann, wie denn auch hierüber fast völlige Uebereinstimmung besteht.«<sup>21</sup>

#### 4 WELLHAUSEN UND KUENEN: VON DER ERGÄNZUNGS- ZUR URKUNDENHYPOTHESE (UND ZURÜCK)

Wellhausen knüpfte 1871 nicht an Hupfeld an, sondern an seinen Lehrer Ewald und damit an die Ergänzungshypothese:

»Auch im Pentateuch sind nicht zwei oder mehre grosse geschichtliche Zusammenhänge, die den selben Gegenstand haben, ursprünglich unabhängig von einander geschrieben, so dass der spätere vom früheren keine Notiz nimmt. Vielmehr an Einen Kern, in welchem zum ersten Male die bis dahin vereinzelt mündlich und schriftlich vorliegenden Geschichten aneinandergesetzt wurden, setzten sich theils kleinere Stücke an, [...] theils ward das Ganze im Zusammenhange neu bearbeitet, vielleicht so, dass es selbst seinem wesentlichen Inhalte nach der neuen Bearbeitung von Anfang an einverleibt blieb, oder so, dass nur die Grundlinien seines Planes für diese massgebend waren, wodurch es einem späteren Redaktor möglich wird, Altes und Neues zu combinieren - für beide Möglichkeiten spricht Vieles.«<sup>22</sup>

Wenn Wellhausen bald darauf die Ergänzungshypothese aufgab, war das weniger in literarkritischen Einsichten begründet als vielmehr in seinem religionsgeschichtlichen Interesse. Da die Priesterschrift das jüngste Element des Pentateuchs war, wie Wellhausen zu erweisen unternahm, konnte sie auch literaturgeschichtlich nicht die Grundschrift gewesen sein. Deshalb brauchte der Textaufbau ein anderes Fundament. Das waren die anderen Quellen, wie Hupfeld sie bot. Wellhausen drehte nur die Abfolge um: statt P-E-J nun J-E-P. Dabei konnte

<sup>21</sup> A. Kuenen, *Historisch-kritische Einleitung* I/1, 2. Aufl., Leipzig 1885, 63.

<sup>22</sup> J. Wellhausen, *Der Text der Bücher Samuelis*, Göttingen 1871, Xf.



das Deuteronomium (Dt) das traditionsgeschichtliche Scharnier bilden. Es bekam in der Beweisführung eine Schlüsselrolle.

1877 zog Wellhausen in der *Composition des Hexateuchs* die Summe, bevor er mit der *Geschichte Israels I* von 1878 begann, die er ab der zweiten Auflage *Prolegomena zur Geschichte Israels* nannte.

»Am Schluss meiner Untersuchung angelangt, fasse ich ihre Ergebnisse noch einmal kurz zusammen. Aus J und E ist JE zusammengefloßen und mit JE das Deuteronomium verbunden; ein selbständiges Werk daneben ist Q<sup>23</sup>. Erweitert zum Priestercode ist Q mit JE+Dt vereinigt und daraus der Hexateuch entstanden. Der Einfachheit wegen abstrahire ich meistens davon, dass der literarische Process in Wirksamkeit complicirter gewesen ist und die sogenannte Ergänzungshypothese in untergeordneter Weise doch ihre Anwendung findet. J und E haben wol erst mehrere vermehrte Ausgaben (J<sup>1</sup> J<sup>2</sup> J<sup>3</sup>, E<sup>1</sup> E<sup>2</sup> E<sup>3</sup>) erlebt und sind nicht als J<sup>1</sup> und E<sup>1</sup>, sondern als J<sup>3</sup> und E<sup>3</sup> zusammengearbeitet; Ähnliches gilt von JE, Dt und Q, bevor sie mit den betreffenden grösseren Ganzen vereinigt wurden. Doch bin ich davon überzeugt, dass abgesehen vom Deuteronomium nur drei selbständige und den Zusammenhang vollständig darstellende Schriften anzunehmen sind, J und E und Q. Freilich ist es mir nicht gelungen, den Faden von J und E durch das Ganze zu verfolgen.«<sup>24</sup>

In den späteren Lehrbüchern wurde diese Summe verkürzt und vereinfacht wiedergegeben. Dadurch ist die fortwährende Bedeutung der Ergänzungshypothese nicht so zur Geltung gekommen, wie es Wellhausens Einsichten entsprochen hätte. Im Gespräch mit Kuenen hat Wellhausen sich bereitwillig korrigiert:

»Die von mir ausgespr. Ansichten üb die Compos des Hexat. sind mir gar nicht ans Herz gewachsen - bis auf den Grundsatz, daß es außer den Hauptquellen allerlei Wucherungen gegeben hat, daß die Ergänzungshypothese ihre Berechtigung hat, daß die mechanische Mosaikhypothese verrückt ist. Die Aufsätze Kuenens corrigiren mich in einer Weise die mit meinen eigenen Intentionen concurrirt; ich gebe ihm in dieser Hinsicht Alles zu, selbst das was er noch gar nicht gesagt hat.«<sup>25</sup>

Was das am Text bedeuten kann, lässt sich in den 1885 hinzugefügten Nachträgen der *Composition des Hexateuchs* nachvollziehen. Dort kommt die Ergänzungshypothese umfassend zur Geltung:

»Ich bin von der Textkritik auf die literarische Kritik geführt worden, weil sich ergab, dass manchmal die Grenze nicht zu finden war, wo die Arbeit des Glossators aufhörte

<sup>23</sup> So nannte Wellhausen ursprünglich die Priesterschrift, vgl. *J. Wellhausen*, Die Composition des Hexateuchs, JDT 21 (1876), 392 (= Berlin 1885 [4. Aufl. 1963], 1).

<sup>24</sup> *Wellhausen*, Die Composition des Hexateuchs, 478 f. (= 207 f.).

<sup>25</sup> *J. Wellhausen* an Adolf Jülicher, 8. November 1880, in: *Ders.*, Briefe, hg. von R. Smend, Tübingen 2013, 78 (Nr. 94).

und die des Literators anfang. Ich bin dadurch früh misstrauisch geworden gegen die Manier, die hebräischen Geschichtsbücher als reines Mosaik zu betrachten [...] Bei der Untersuchung der Komposition des Hexateuchs hat sich mir dann herausgestellt, dass hier allerdings drei selbständige Erzählungsfäden fortlaufen, dass aber diese grossen Zusammenhänge nicht bloss zugeschnitten und leicht vernäht, sondern, vor, bei, und nach ihrer (nicht zugleich erfolgten) Vereinigung erheblich vermehrt und überarbeitet worden sind, dass mit anderen Worten der literarische Prozess, wodurch der Hexateuch entstanden ist, sehr kompliziert gewesen ist, und dass die sogenannte Ergänzungshypothese, in einem anderen Sinne, als wie sie ursprünglich aufgestellt ist, in der Tat ihre Anwendung findet. Jedoch das letzte Sediment, welches sich über das ganze Geschiebe oberflächlich lagert, habe ich, wenigstens in den erzählenden Partien, nicht gehörig gewürdigt, namentlich da nicht, wo es auffallend stark hervortritt. Hier hat mich Kuenen, wie ich bereits an anderer Stelle dankbar gesagt habe, befreit von hangen gebliebenen Resten des alten Sauerteiges der mechanischen Quellenscheidung.«<sup>26</sup>

Für den Textaufbau behielt Wellhausen die Vorstellung von P als Grundlage bei. Er erkannte aber, dass die Natur der Quellen und ihre relative Datierung nicht notwendig zusammenhängen. Auch sah er den Unterschied zwischen Traditions- und Religionsgeschichte einerseits und der redaktionsgeschichtlichen Stellung der Quellen andererseits. Auf's Ganze gesehen war die Literaturgeschichte für ihn wie schon für de Wette nur Mittel zum Zweck, nämlich zur Rekonstruktion der Geschichte und Religionsgeschichte.

## 5 BUDE UND SMEND: DIE NEUESTE URKUNDENHYPOTHESE

Wellhausens Ablehnung der »mechanischen Mosaikhypothese« hat nicht verhindert, dass auf der Grundlage seiner Beobachtungen die Quellenscheidung immer weiter verfeinert wurde. Ein Beispiel, zugleich ein Buch von bewundernswertem exegetischem Scharfsinn, ist Karl Buddes *Urgeschichte* von 1883.<sup>27</sup> Budde wollte den komplizierten literarischen Prozess am Beispiel von Gen 1–11 durchdringen und die von Wellhausen vermuteten Größen J<sup>1</sup> J<sup>2</sup> J<sup>3</sup> so genau wie möglich erfassen. Dabei sind ihm eine Fülle von treffenden Beobachtungen gelungen. Wenn er aber Ergänzungs- und Urkundenhypothese verquickte und das Nacheinander der Fassungen mit einem Nebeneinander verband, derart, dass die unterschiedlich bearbeiteten Fassungen später zu einem neuen literarischen Ganzen vereint worden seien, schoss er über das Ziel hinaus.<sup>28</sup>

<sup>26</sup> Wellhausen, Die Composition des Hexateuchs, 314f.

<sup>27</sup> K. Budde, Die Biblische Urgeschichte (Gen. 1–12,5) untersucht, Gießen 1883.

<sup>28</sup> Ähnlich verfuhr Budde anschließend in der Analyse der Bücher Richter und Samuel,

Was Wellhausen davon hielt, hat er brieflich gegenüber William Robertson Smith geäußert:

»Mir ist die Kritik des Pentateuchs um so mehr zuwider, je mehr man sich jetzt sonst allgemein darauf verbeißt. Es ist wirklich Zeit, den Leuten mal ein anderes Thema aufzugeben. Auch das Raffinement der Buddeschen Analyse von Gen 1 sqq hat meine Sympathien nicht. Man sollte sich grade deswegen, weil die Sache wahrscheinlich höchst complicirt ist, bescheiden.«<sup>29</sup>

Hermann Gunkel in seinem großen Kommentar zur *Genesis* von 1901 hat eine Quellenscheidung nach dem Reißverschluss gehandhabt, die vielfach die literaturgeschichtliche Plausibilität vermissen lässt. Ein drastisches Beispiel sind die neun Verse der Erzählung vom Turmbau (Gen 11,1–9), die er in zwei parallele Quellen zerlegte: eine Stadtrezension, die auf die Verwirrung der Sprachen hinausgelaufen sei, und eine Turmgeschichte, die von der Zerstreung der Menschen über die Erde gehandelt habe.<sup>30</sup>

Rudolf Smend sr. in seiner *Erzählung des Hexateuch* von 1912 verstand die Abfassung von durchlaufenden Erzählungswerken, die jeweils ältere Fassungen ablösen sollten und dennoch später mit ihnen vereint wurden, als den Regelfall:

»Die Kompilation der jüngeren Erzählungswerke mit den älteren entsprach nicht der Absicht ihrer Verfasser. J2 schrieb freilich in Abhängigkeit von J1, und E in Abhängigkeit von J, indessen wollte J2 den J1, und E die Kompilation J ersetzen. Gleichwohl wurde J2 mit J1 kompiliert, und E mit J. Dieser merkwürdige Hergang hat sich in der Geschichte des Hexateuch von da ab beständig wiederholt.«<sup>31</sup>

Das Ergebnis lässt sich in Otto Eißfeldts *Hexateuch-Synopse* von 1922 am besten nachvollziehen. Eißfeldt nahm Smends Ergebnisse auf und setzte sie in synoptische Spalten um. Die Methode ist verblüffend mechanisch:

»Lassen sich im Hexateuch, von dem auch hier D wieder außer Betracht bleibt, etwa fünfzig Stellen aufzeigen, an denen vierfache Elemente auftauchen; gelingt es, diese fünfzigmal vier Punkte zu vier Punktreihen zu ordnen, oder vielmehr, nötigt eindringende Beobachtung des Tatbestandes zu dieser Ordnung; und wird dabei der

---

vgl. K. Budde, Die Bücher Richter und Samuel, ihre Quellen und ihr Aufbau, Gießen 1890; ders., Das Buch der Richter erklärt (KHC 7), Freiburg i. B. 1897; ders., Die Bücher Samuel erklärt (KHC 8), Tübingen 1902.

<sup>29</sup> J. Wellhausen an William Robertson Smith, 30. Dezember 1883, in: Ders., Briefe, 138 (Nr. 177).

<sup>30</sup> H. Gunkel, Genesis übersetzt und erklärt (HK I/1), 3. Aufl., Göttingen 1910, 92–94.

<sup>31</sup> R. Smend, Die Erzählung des Hexateuch, Berlin 1912, 342 f.

ganze Stoff des Hexateuch so gut wie restlos aufgebraucht: so darf die Annahme eines vierfachen Erzählungs-Fadens als erwiesen betrachtet werden.«<sup>32</sup>

Wenn man die parallelen Spalten, die sich unter dieser Voraussetzung ergeben, je für sich liest, bilden sich in vielen Fällen keine sinnvollen Erzählfolgen mehr. Anders als sie sollte, führt die Hexateuch-Synopse gerade nicht die Evidenz der Urkundenhypothese vor Augen, sondern bildet eine unfreiwillige Demonstration gegen sie.

## 6 VON KLOSTERMANN BIS BLUM: ABSCHIED VON DER PRIESTERSCHRIFT

Inzwischen hatten Wellhausens Gegner zum Sturm geblasen. Das erste Opfer war die Priesterschrift. Denn ihre Spätdatierung durch Graf, Kuenen und Wellhausen stellte über kurz oder lang auch ihre literaturgeschichtliche Position als »Grundschrift« in Frage, und das Fehlen der durchlaufenden literarischen Kohärenz ist bei P viel augenscheinlicher als bei J. Deutlich äußert sich August Klostermann (1893):

»Ich halte es für einen der glänzendsten Beweise seines Geschmacks und seines feinen Sinnes für das Natürliche, daß *Wellhausen* schließlich bekannte, die Erzählung von Q, wie sie die Kritik ausschält, habe gar nicht für sich bestanden und sei nur aus direkter Beziehung auf die jehovistische Erzählung zu erklären, ja das von R aus Q Ausgelassene und durch Elemente aus JE Ersetzte sei diesen parallel und vermutlich gar nicht viel anders gewesen, als sie.«<sup>33</sup>

Wieder ist die Ergänzungshypothese im Spiel, und diesmal bildet JE die Grundschrift. Klostermann blieb nicht allein. Bernard D. Erdmans in Leiden, ein weiterer kritischer Außenseiter, mahnte 1908:

»Die sogenannte priesterliche, historisch-legislative Schrift, welche mit Gen. 1 anfang, stellt dem kritischen Glauben hohe Ansprüche. Es scheint sehr sonderbar, daß gerade bei der Ausscheidung dieser priesterlichen Teile so große Übereinstimmung erreicht worden ist.«<sup>34</sup>

»Die sogenannten P-Stücke sind keine zersprengten Teile einer bestimmten Schrift, sondern Traditionen verschiedener Herkunft, von denen es sich nicht wahrscheinlich

<sup>32</sup> O. Eißfeldt, Hexateuch-Synopse. Die Erzählung der fünf Bücher Mose und des Buches Josua mit dem Anfange des Richterbuches, Leipzig 1922, 6.

<sup>33</sup> A. Klostermann, Der Pentateuch. Beiträge zu seinem Verständnis und seiner Entstehungsgeschichte, Leipzig 1893, 10.

<sup>34</sup> B. D. Erdmans, Die Komposition der Genesis, Gießen 1908, 2.

machen läßt, daß sie durch einen priesterlichen, exilischen oder nachexilischen Schriftsteller als Einleitung zu einem gesetzlichen Werke zusammengetragen wurden.«<sup>35</sup>

Auch Johannes Dahse (1912) wollte für die Priesterschrift die Ergänzungshypothese wahrscheinlich machen:

»Es kann doch wohl kein Zweifel mehr daran sein, daß unser Kompilator und Exeget Esra, der Schriftgelehrter ist, der »das Buch« für die Vorlesungspraxis beim Gottesdienst geeignet gemacht hat. Nicht kam es ihm darauf an, etwas Neues hinzuzufügen zu dem überkommenen Schrifttum, sondern »den Sinn so klarzumachen, daß man das Gelesene verstand« und daß die Gemeinde dadurch erbaut werde. *Die Genesis, wie sie uns jetzt vorliegt, ist die für die Zwecke des Gottesdienstes vorgenommene Bearbeitung eines älteren Erzählungstypus; in den meisten sogenannten P-Stücken, aber auch in anderen Sätzen haben wir sozusagen das liturgische Beiwerk vor uns.* [...] Zum Schlusse darf ich wohl die Analogie heranziehen, die in unseren deutschen Bibeln entstehen würde, wenn man die Kapitelüberschriften als solche unkenntlich machen und mit dem übrigen Text zusammendrucken würde. Dann würde ein neuer »P« in unsern Bibeln entstehen.«<sup>36</sup>

Zwar ist eine solche Position nicht frei von Spleen, aber die Beobachtungen sind nicht gegenstandslos.

Ein weiterer Exponent war Max Löhr (1924), dem bereits Eißfeldts Hexateuch-Synopse vorlag:

»Endlich aber fragt es sich, ob das, was in der Genesis dem P zugerechnet wird, wirklich aus dem Kontext herausgehoben und - wieviel die Redaktion auch unterdrückt haben mag - nach Inhalt und Anordnung als Bestand einer selbständigen Quellschrift angesehen werden kann.«

»Es scheint mir natürlicher, anzunehmen, daß das verschiedenartige Material der Genesis, wenigstens in der Hauptsache, von *einem* Manne und seinen Gehilfen nach einem bestimmten Plane und zu einem bestimmten Zwecke erstmalig zusammengetragen ist, als den sehr komplizierten Prozeß des Zusammenfügens einer Reihe von selbständigen Quellschriften zu statuieren. Es sind ferner unendlich viel Glosierungen und Änderungen im Detail erfolgt.«<sup>37</sup>

In dieselbe Reihe stellte sich Paul Volz (1933), der nicht nur den Elohisten, sondern auch die Priesterschrift als »Irrweg der Pentateuchkritik« ansah:

<sup>35</sup> *Eerdmans*, Die Komposition der Genesis, 33.

<sup>36</sup> *J. Dahse*, P in Genesis 12-50, in: *Ders.*, Textkritische Materialien zur Hexateuchfrage, Bd. 1, Gießen 1912, 144-174, 161f.

<sup>37</sup> *M. Löhr*, Untersuchungen zum Hexateuchproblem 1: Der Priesterkodex in der Genesis (BZAW 38), Gießen 1924, 1.30f.

»Die Quellenscheidungstheorie nimmt an, daß neben J und E auch noch P eine durchgehende Erzählung der Urgeschichte, der Erzväter- und Vätergeschichte gegeben habe, daß also ein dreifaches (nach manchen ja sogar ein vierfaches) Erzählungswerk mit parallelen Erzählungen bestanden habe, und daß in manchen Erzählungen jetzt J, E und P verwoben seien. Diese Annahme läßt sich auch mit Bezug auf P schwerlich festhalten, sowenig wie die vom Erzählungswerk E. Sie kann von den Anhängern der Quellentheorie selbst nur mühsam behauptet werden.«<sup>38</sup>

Als gewichtige angelsächsische Stimme sei Frank Moore Cross (1973) zitiert:

»The Priestly Work was composed by a narrow school or single tradent using many written and, no doubt, some oral documents. Most important among them was the Epic (JE) tradition. The Priestly strata of the Tetrateuch never existed as an independent narrative document. The Priestly tradent framed and systematized JE with Priestly lore, and, especially at points of special interest, greatly supplemented JE. The Priestly work had as its central goal the reconstruction of the covenant of Sinai and its associated institutions. At the same time, it was a program written in preparation for and in hope of the restoration of Israel.«<sup>39</sup>

Erhard Blum (1984) kam bei der Untersuchung der Vätergeschichte zu dem Ergebnis:

»In der Tat erscheint es mir ganz erstaunlich, daß der für »P« beanspruchte Textbestand in Gen 12-50 nicht zu einer allgemeinen Problematisierung bzw. Infragerstellung der Hypothese von einer eigenständigen P-Erzählung geführt hat. Dieser mehr als dünne und »lückenhafte« Faden [...] ist eher eine Karikatur einer Erzählung als eine Vätergeschichte.«<sup>40</sup>

Diese Beobachtungen sprechen für eine Ergänzungshypothese in Gestalt einer Redaktion.

## 7 VON RAD UND NOTH: VON DER ÜBERLIEFERUNGSGESCHICHTE ZUR REDAKTIONSGESCHICHTE

Dass die Schwächen der P-Hypothese nicht noch stärker zur Geltung kamen, dürfte mit dem Wechsel zur überlieferungsgeschichtlichen Fragestellung begründet sein, der die alttestamentliche Wissenschaft seit den 1920er Jahren

<sup>38</sup> P. Volz, Anhang. P ist kein Erzähler, in: *Ders./W. Rudolph, Der Elohist als Erzähler. Ein Irrweg der Pentateuchkritik?* (BZAW 63), Gießen 1933, 135-142, 135.

<sup>39</sup> F. M. Cross, *Canaanite Myth and Hebrew Epic. Essays in the History of the Religion of Israel*, Cambridge (MA) 1973, 324 f.

<sup>40</sup> E. Blum, *Die Komposition der Vätergeschichte* (WMANT 57), Neukirchen-Vluyn 1984, 426 f.

bestimmte. Seit man der Meinung war, dass das historiographische Konzept des Pentateuchs auf mündlicher Prägung und bestimmten »Sitzen im Leben« beruhte, verlor die Frage, wieso die hypothetischen Quellen ein und denselben Aufriss haben können – die sich durch die Ergänzungshypothese am einfachsten beantworten lässt –, ihre Dringlichkeit. Die Literaturgeschichte trat ins zweite Glied.

Das »Kleine geschichtliche Credo«, das Gerhard von Rad für die einheitliche Disposition der Pentateuchquellen geltend machte,<sup>41</sup> hat sich indessen schon bald als spätes Summarium erwiesen,<sup>42</sup> und die hinter J und E stehende gemeinsame Größe G bei Martin Noth<sup>43</sup> hat sich durch den sanften Tod des Elohisten erledigt.<sup>44</sup> Spätestens seit den 1960er Jahren musste die Forschung sich auf die Redaktionsgeschichte richten, wie man bereits bei Noth 1943 im Ansatz greifen kann:

»Da scheint mir vor allem wichtig, daß P für den Gesamtaufriß seiner Erzählung ja unverkennbar älterer Überlieferung folgt, wie sie uns in literarisch fester Form vor allem bei J vorliegt. Nicht als ob J eine von P benutzte literarische Vorlage gewesen sein müßte; aber der bei J begegnende Aufriß der Überlieferung über die Vorgeschichte Israels war für P bei der Gestaltung seines Werkes unzweifelhaft maßgebend.«<sup>45</sup>

Mit Hans Walter Wolffs *Kerygma des Jahwisten* (1964) geschieht der Wechsel zur Redaktionsgeschichte dann ausdrücklich.<sup>46</sup>

<sup>41</sup> G. von Rad, Das formgeschichtliche Problem des Hexateuch (1938), in: *Ders.*, Gesammelte Studien zum Alten Testament (TB 8), 4. Aufl., München 1971, 9–86, 11–16.

<sup>42</sup> L. Rost, Das kleine geschichtliche Credo, in: *Ders.*, Das kleine Credo und andere Studien zum Alten Testament, Heidelberg 1965, 11–25; W. Richter, Beobachtungen zur theologischen Systembildung in der alttestamentlichen Literatur anhand des »Kleinen geschichtlichen Credo«, in: R. Heinzmann u. a. (Hg.), Wahrheit und Verkündigung. (FS M. Schmaus) Bd. 1, München 1967, 175–212; B. S. Childs, Deuteronomic Formulae of the Exodus Traditions, in: B. Hartmann u. a. (Hg.), Hebräische Wortforschung (FS W. Baumgartner) (VT.S 16), Leiden 1967, 30–39; N. Lohfink, Zum »kleinen geschichtlichen Credo« Dtn 26,5–9, ThPh 46 (1971), 19–39.

<sup>43</sup> M. Noth, Überlieferungsgeschichte des Pentateuch, Stuttgart 1948, 40–44.

<sup>44</sup> P. Volz/W. Rudolph, Der Elohist als Erzähler. Ein Irrweg der Pentateuchkritik? An der Genesis erläutert (BZAW 63), Gießen 1933; W. Rudolph, Der »Elohist« von Exodus bis Josua (BZAW 68), Berlin 1938.

<sup>45</sup> M. Noth, Überlieferungsgeschichtliche Studien, 3. Aufl., Tübingen 1967 (Halle 1943), 207.

<sup>46</sup> H. W. Wolff, Das Kerygma des Jahwisten (1964), in: *Ders.*, Gesammelte Studien zum Alten Testament (TB 22), 2. Aufl., München 1973, 345–373.

## 8 DAS DILEMMA DER PRIESTERSCHRIFT: BEARBEITUNG ODER QUELLE

Allen exegetischen Einwänden zum Trotz gilt die Priesterschrift nach wie vor verbreitet als der »archimedische Punkt der Pentateuchforschung«<sup>47</sup>.

»Die Priesterschrift (= P) ist seit ihrer literarkritischen Ausgrenzung aus dem Pentateuch durch Theodor Nöldeke Ausgangspunkt und Fundament der literarhistorischen Theoriebildung des Pentateuchs. Mit der Relationierung zu den nichtpriesterschriftlichen Stücken des Pentateuchs sind die Weichen für deren Beurteilung gestellt.«<sup>48</sup>

In einem Schematismus, der seit dem 19. Jahrhundert überwunden sein sollte, wird noch immer der alte Hut getragen, dass P die Grundschrift sei und der übrige Text sich dadurch definiere, dass er nicht priesterschriftlich ist.<sup>49</sup> In Wahrheit aber stellt die Priesterschrift vor ein literaturgeschichtliches Dilemma, das kaum lösbar ist.

(A) Aus einer Reihe von bekannten Gründen lässt die Priesterschrift sich nur mit Mühe als eigenständige Quelle verstehen.

(1) Gegen die Eigenständigkeit spricht vor allem, dass die Handlungsfolge nicht durchläuft. Erzählstoff wird in erheblichem Maße vorausgesetzt, der sich nur im weiteren Text findet: die Zerstörung von Sodom (Gen 19,29); die Brautwerbung für Isaak (Gen 25,20); Jakobs bei Laban erworbener Viehbesitz und seine Flucht (Gen 31,18); die Josefsgeschichte und die Übersiedlung der Söhne Jakobs nach Ägypten (Gen 37,2; 41,46; 46,6-7; 47,27-28).

Selbst wenn man voraussetzt, dass die Redaktion R<sup>1P</sup> den Text der Priesterschrift in diesen Fällen jeweils zugunsten der Parallele übergangen und nur die Datierungen Gen 16,16; 21,5; 25,26; 50,22 eingetragen hat, bleibt das Fehlen eines priesterschriftlichen Parallelberichts ein empfindlicher Mangel. Die Exegese hat sich darüber lange Zeit erstaunlich leicht hinweggesetzt, indem sie die Priesterschrift als den Faden deutete, an dem die Perlen der jahwistischen Erzählung aufgereiht seien.<sup>50</sup>

<sup>47</sup> K. Schmid, Differenzierungen und Konzeptualisierungen der Einheit Gottes in der Religions- und Literaturgeschichte Israels, in: M. Oeming/K. Schmid (Hg.), Der eine Gott und die Götter. Polytheismus und Monotheismus im antiken Israel (ATHANT 82), Zürich 2003, 11-39, 19.

<sup>48</sup> E. Otto, Forschungen zur Priesterschrift, ThR 62 (1997), 1-50, 1.

<sup>49</sup> Der Begriff »nicht-priesterschriftlich« oder »non-P« verbreitet sich neuerdings vor allem deswegen, weil man partout den Begriff »Jahwist« bzw. »jahwistisch« vermeiden will. Der Preis, dass eine solche Negativ-Definition schwerlich genügen kann, schon gar nicht angesichts des komplizierten literarischen Befundes, wird verblüffend bereitwillig in Kauf genommen.



»Es gehört zu den sicheren Ergebnissen der literarischen Kritik [...], daß die Redaktion im ganzen und im einzelnen die P-Erzählung zum Ausgangspunkt genommen und die alten Quellen [...] zugunsten der zugrunde gelegten P-Erzählung beschnitten und zurechtgerückt hat. Dieses Verfahren des Redaktors, das zu bekannt ist, als daß es einer genaueren Darlegung bedürfte, ist [...] nicht nur für die Zusammenarbeit der Quellen in mehr oder minder belangreichen Einzelfällen maßgebend gewesen, sondern konsequenterweise auch für die Abgrenzung des bei dieser Redaktionsarbeit entstehenden größeren Ganzen.«<sup>51</sup>

Diese Behauptungen bleiben nicht umsonst ohne genauen Nachweis an den Texten. Tatsächlich bietet die Priesterschrift in der Vätergeschichte klaffende Lücken. Ohne die Vätergeschichte aber ist die Priesterschrift als literarisch selbstständiges Werk nicht vorstellbar. Der notwendige literarische Bogen zwischen der Schöpfung und dem Sinai käme nicht zustande.

(2) Besonders heikel ist, dass unentbehrliche Voraussetzungen nicht eingeführt werden. Ein Beispiel ist Mose, der in Ex 6,2 unvorbereitet als bekannte Person auftritt.

(B) Es ist aber ebenso wenig möglich, die Priesterschrift als bloße Ergänzung des älteren nichtpriesterschriftlichen Textes zu lesen. Die wesentlichen Argumente sind folgende:

(1) Die Urgeschichte und die Erzählung von der Berufung des Mose in Ex 6 bis zum Meerwunder Ex 14 einschließlich können nur mit der Annahme zweier paralleler Handlungsfäden angemessen verstanden werden. Das ist oft genug gezeigt worden.<sup>52</sup>

(2) Ganz eindeutig trifft die Urkundenhypothese für die Fluterzählung Gen 6–9 und die Erzählung vom Meerwunder Ex 14 zu.<sup>53</sup> Schon Eichhorn begann den Beweis, dass die Genesis aus zwei historischen Werken zusammengesetzt

<sup>50</sup> Vgl. *J. Wellhausen*, Prolegomena zur Geschichte Israels, 6. Aufl., Berlin 1905, 330.

<sup>51</sup> *Noth*, Überlieferungsgeschichtliche Studien, 209.

<sup>52</sup> Für die Urgeschichte jüngst in mehreren Beiträgen von *J. Ch. Gertz*, z. B. *ders.*, Beobachtungen zum literarischen Charakter und zum geistesgeschichtlichen Ort der nichtpriesterschriftlichen Sintfluterzählung, in: *M. Beck/U. Schorn (Hg.)*, Auf dem Weg zur Endgestalt (FS H.-Ch. Schmitt) (BZAW 370), Berlin 2006, 41–57; *ders.*, Source Criticism in the Primeval History of Genesis. An Outdated Paradigm for the Study of the Pentateuch?, in: *T. Dozeman/K. Schmid/B. Schwartz (Hg.)*, The Pentateuch (FAT 78), Tübingen 2011, 169–180; *ders.*, The Formation of the Primeval History, in: *C. A. Evans/J. Lohr/D. L. Petersen (Hg.)*, The Book of Genesis. Composition, Reception, and Interpretation (VT.S 152), Leiden 2012, 107–136.

<sup>53</sup> Zu Ex 14 vgl. *Ch. Levin*, Source Criticism. The Miracle at the Sea, in: *J. M. LeMon/K. H. Richards (Hg.)*, Method Matters. Essays on the Interpretation of the Hebrew Bible in Honor of David L. Petersen (SBL.RBS 56), Atlanta 2009, 39–61; auch in: *Ders.*, Re-Reading the Scriptures (FAT 87), Tübingen 2013, 95–114.

ist, mit Gen 6-9.<sup>54</sup> Seither ist die Analyse der Fluterzählung immer mehr verfeinert worden.<sup>55</sup> Der beste Beleg für die Urkundenhypothese ist, dass jene Exegeten, die den Befund mit der Ergänzungshypothese lösen wollen, wahlweise P oder J als Grundlage oder Ergänzung verstehen. Entweder man bestreitet, dass der priesterschriftliche Text einen selbstständigen Bericht bilden kann,<sup>56</sup> oder man behauptet dasselbe für die Fassung des Jahwisten.<sup>57</sup> Nichts beweist besser, dass hier zwei selbstständige Berichte verschränkt worden sind.

(3) In der Froschplage besteht eine Textlücke zwischen Ex 8,3 und 11a $\beta$ . Solche Lücken sind, ähnlich wie der ins Leere gehende Rückverweis auf den Bau des Fensters der Arche im Flutbericht des Jahwisten (Gen 8,6b), eindeutige Indizien gegen die Ergänzungshypothese. Nicht dass sie vollständig erhalten sind, sondern dass sie bei der Verknüpfung versehrt wurden, belegt am deutlichsten, dass dem heutigen Text zwei ehemals selbstständige Erzählwerke vorausgingen.

(4) In mehreren Fällen, wo der P-Faden nur dünn ist und im Zuge der Quellenverbindung zerstückelt wurde, lässt er sich dennoch gut verfolgen. Die besten Beispiele bieten die Wanderung Abrahams und seine Trennung von Lot (Gen 12,5; 13,6.11b-12ba; 19,29ab $\alpha$ ) und die Unterdrückung der Israeliten in Ägypten (Ex 1,13-14; 2,23a $\beta$ -25; 6,2 ff.).

(5) Ein starkes Indiz für ehemals literarische Eigenständigkeit ist, dass sich in solchen Fragmenten Spuren eines literarischen Wachstums zeigen, das auf genau diese literarische Ebene beschränkt ist. So in der Darstellung von Abraham und Lot:

Gen 12,5 Da<sup>58</sup> nahm Abram Sarai, seine Frau, und Lot, seines Bruders Sohn, und alle ihre Habe, die sie gewonnen hatten  
und die Leute, die sie erworben hatten,

<sup>54</sup> *Eichhorn*, Einleitung, Bd. 2, 3. Aufl. 1803, 295-310 (2. Aufl. 1787, 264-277). Anders als für Astruc spielten die beiden Schöpfungsberichte für Eichhorn keine maßgebende Rolle, da er Gen 2,4-3,24 wegen des Gottesnamens Jahwe Elohim für ein Sonderstück hielt (292-294 = 261-262).

<sup>55</sup> Vgl. bes. *Hupfeld*, Die Quellen der Genesis, 6-16.132-136; *E. Schrader*, Studien zur Kritik und Erklärung der biblischen Urgeschichte, Zürich 1863, 136-148; *Budde*, Die biblische Urgeschichte, 248-276; *Gunkel*, Genesis, 137-140; *Levin*, Der Jahwist, 112-114.

<sup>56</sup> *E. Blum*, Studien zur Komposition des Pentateuch (BZAW 189), Berlin 1990, 281-285; und andere.

<sup>57</sup> *J.L. Ska*, El Relato des Diluvio. Un Relato Sacerdotal y Algunos Fragmentos Redaccionales Posteriores, EstB 52 (1994), 37-62, und andere.

<sup>58</sup> Die Datierung Gen 12,4b gehört nicht notwendig zum chronologischen System der Priesterschrift. Sie ist möglicherweise erst nach der Quellenverbindung hinzugefügt worden, vgl. *Smend*, Die Erzählung des Hexateuch, 12.

in Haran, und sie zogen aus, um in das Land Kanaan zu ziehen. Und sie kamen in das Land Kanaan. <sup>13,6</sup> Und das Land trug es nicht, dass sie beieinander wohnten.

Denn ihre Habe war groß, und sie konnten nicht beieinander wohnen.

<sup>11b</sup> So trennten sie sich voneinander. <sup>12</sup> Abram wohnte im Land Kanaan, Lot aber wohnte in den Städten des Kreises. <sup>19,29</sup> Und es geschah, als Gott die Städte des Kreises vernichtete, da gedachte Gott an Abraham und geleitete Lot aus der Zerstörung.<sup>59</sup>

Die Redundanzen sind nicht einfach Stil der Priesterschrift, sondern beruhen auf Parenthesen und Wiederaufnahmen. Ebenso eindeutig ist das zweite Beispiel:

<sup>Ex 1,13</sup> Die Ägypter knechteten die Israeliten unter Zwang <sup>14</sup> und machten ihnen das Leben bitter durch harte Knechtsarbeit mit Lehm und Ziegeln und mit aller Knechtsarbeit auf dem Feld,

all ihrer Knechtsarbeit, die sie ihnen aufbürdeten unter Zwang.

<sup>2,23aP</sup> Da stöhnten die Israeliten über ihre Knechtsarbeit und schrien.

Und ihr Schreien über ihre Knechtsarbeit kam vor Gott.

<sup>24</sup> Und Gott hörte ihr Wehklagen. Und Gott erinnerte sich an seinen Bund mit Abraham, Isaak und Jakob.

<sup>25</sup> Und Gott sah die Israeliten. Und Gott nahm sich ihrer an.

<sup>6,2</sup> Und Gott redete mit Mose und sprach zu ihm: Ich bin Jahwe <sup>3</sup> und bin erschienen Abraham, Isaak und Jakob als El Schaddaj, aber mit meinem Namen »Jahwe« habe ich mich ihnen nicht offenbart.

Nimmt man alles zusammen, dürften die Argumente zugunsten der Eigenständigkeit nicht nur an Zahl, sondern auch in ihrer Bedeutung überwiegen – es sei denn, man folgt Erhard Blum, der die Priesterschrift weder als »Quelle« noch als »Bearbeitung« versteht.<sup>60</sup> Es ist indessen fraglich, ob man auf diesem Wege dem literargeschichtlichen Dilemma entkommt, ohne die literarische Einheit der Priesterschrift am Ende doch aufzugeben.

<sup>59</sup> Nicht der ganze Vers Gen 19,29 gehört zur Priesterschrift, wie in der Regel angenommen wird. »Der letzte Teil des Verses »bei dem Zerstören der Städte, in denen Lot wohnte«, ist eine Notiz zu dem ersten Teil des Verses.« (Erdmans, Die Komposition der Genesis, 11) Wahrscheinlich ist V. 29bßγ eine Klammer der Redaktion R<sup>P</sup>.

<sup>60</sup> Blum, Studien zur Komposition des Pentateuch, 232. Vgl. auch die Erwägungen Wellhausens, oben S. 16.

## 9 DIE PRIESTERSCHRIFT ALS TRADITIONSGESCHICHTLICHER SONDERFALL

Wenn die Priesterschrift einst eine selbstständige Darstellung der frühen Geschichte gewesen ist, bildet sie in ihrem Verhältnis zur älteren Tradition eine Ausnahme; denn allenthalben sonst in der alttestamentlichen Literaturgeschichte wird ältere Tradition nicht ersetzt, sondern weitergeführt, aktualisiert und durch Zusätze an die veränderten Bedingungen der Gegenwart angepasst.<sup>61</sup> Welche Gründe kann es gegeben haben, dass die Priesterschrift nicht wie sonst die vorhandene Darstellung fortgeschrieben, sondern ihr eine neue Fassung an die Seite gestellt hat?

Die Antwort kann nur lauten, dass mit der Geschichtskonzeption der Priesterschrift eine derart durchgreifende Änderung verbunden war, dass sie nicht einfach über die ältere Darstellung gestülpt werden konnte. Die möglichen Gründe, die zu dem Neuansatz nötigten, können zunächst auf dem Wege des Ausschlusses bestimmt werden. Sie liegen nicht (a) im chronologischen System der Priesterschrift, das dem älteren Text ohne Weiteres hätte hinzugefügt werden können und wohl auch zum Teil auf diese Weise entstanden ist.<sup>62</sup> Sie liegen auch nicht (b) im System der Toledot, von dem man nicht ohne Grund behaupten konnte, dass es über die älteren Erzählungen und Genealogien gelegt worden sei<sup>63</sup> und das in einzelnen Fällen nachweislich sekundär ist.<sup>64</sup> Sie liegen nicht einmal (c) in den Verheißungen an Noah Gen 9,9.11b, an Abraham Gen 17,7 und an Mose Ex 6,5-7; 29,45-46, obwohl diese vier Bundes-Zusagen ein Gerüst bilden,<sup>65</sup> dessen theologische Bedeutung in der selbstständigen Priesterschrift am deutlichsten in Erscheinung tritt. Das Beispiel des spät eingeschobenen Ka-

---

<sup>61</sup> Das ändert sich erst mit deuterokanonischen Büchern wie dem Buch der Jubiläen. Auch die chronistische Parallel-Erzählung zum Enneateuch mag hier zugeordnet werden.

<sup>62</sup> Vgl. *Smend*, Die Erzählung des Hexateuch, 14: »Ursprünglich standen bei P höchstens Angaben über die Lebensdauer der Erzväter, und auch das ist nicht nötig anzunehmen. [...] Die Weltära des Hexateuch hat [...] auch zur Voraussetzung eine Verbindung des Hexateuch mit den Büchern *Judicum Samuelis Regum*, in denen die Geschichte Israels in chronologischer Disposition erzählt wird.«

<sup>63</sup> Vgl. *Smend*, Die Erzählung des Hexateuch, 16: »Nach alledem stammt das אלה in der Genesis an vielen Stellen von einem Glossator, der die genealogische Gliederung der Gensis-erzählung unterstreichen wollte, dabei aber ohne die nötige Konsequenz und Umsicht verfuhr und die Formel gelegentlich auch an falscher Stelle einfügte.«

<sup>64</sup> Nicht in Gen 2,4a, wohl aber in 10,1 und 36,9.

<sup>65</sup> Vgl. *Th. Pola*, Die ursprüngliche Priesterschrift (WMANT 70), Neukirchen-Vluyn 1995, 277, im Anschluss an *Ch. Levin*, Die Verheißung des neuen Bundes (FRLANT 137), Göttingen 1985, 222-234.

pitels Gen 15 zeigt,<sup>66</sup> dass man diese Bundestheologie auch in die ältere Darstellung hätte eintragen können.

Nicht vereinbar mit der älteren Darstellung sind aber zwei Eigenheiten der Priesterschrift, die bei der Quellenscheidung von Anfang an den Ausschlag gaben. Da ist einmal das System der gestuften Offenbarung des Gottesnamens, beginnend mit Elohim in der Urgeschichte über El Schaddaj in der Vätergeschichte ab Gen 17<sup>67</sup> bis hin zur endgültigen Offenbarung des Gottesnamens Jahwe an Mose ab Ex 6,2. Diese Stufung hätte sich auf der Grundlage der älteren Fassung nicht darstellen lassen, denn dort gebraucht der Jahwist bereits ab Gen 2,5 den Gottesnamen, und in Gen 4,26 ist ausdrücklich der Beginn der Verehrung Jahwes vermerkt: »Damals wurde begonnen, den Namen Jahwes anzurufen.« Im Gegensatz dazu ist für die Priesterschrift die Verehrung Jahwes an die »Wohnung« gebunden, die die Israeliten in der Wüste errichten sollen und wo Jahwes Herrlichkeit erscheinen wird. Deshalb gibt Jahwe sich erst beim Exodus mit seinem Namen zu erkennen.

Damit hängt eine zweite Eigenart zusammen. Der Jahwist betont, dass Jahwe überall und besonders in der Fremde wirksam ist und verehrt werden kann. Er entspricht damit den Belangen der Diaspora, die mit der Forderung des Deuteronomiums unvereinbar waren, die die Verehrung Jahwes an das Heiligtum in Jerusalem band (Dtn 12,13-14). Schon Kain und Abel, die Söhne des ersten Menschenpaars, bringen Jahwe ihre Opfer dar (Gen 4,3-4), ebenso Noah (Gen 8,20), der dazu eigens eine Überzahl reiner Tiere in die Arche aufnehmen muss (Gen 7,2). Demonstrativ baut Abraham an allen Stationen seiner Wanderung Altäre (Gen 12,7-8; 13,18), und von Jakob wird sogar überliefert, dass er das Heiligtum von Bethel gegründet habe (Gen 28,11-19), den Schrecken der Deuteronomisten.

In der Priesterschrift hingegen fehlt das Opfer Noahs ganz auffallend.<sup>68</sup> Es war ohne den zentralen Kultort undenkbar. Die Priesterschrift zielt schon von der Schöpfung her auf das Heiligtum, das am Sinai entstehen wird. Deshalb war es unmöglich, diese Konzeption über die ältere, jahwistische zu legen. Beide schließen sich schlechterdings aus, und tun dies auch literarisch. Erst in einem späteren Schritt wurden die Geschichtsdarstellungen verknüpft. Das Ergebnis sind die bekannten Härten und Widersprüche, auf denen die Quellenscheidung beruht.

---

<sup>66</sup> Vgl. *Ch. Levin*, Jahwe und Abraham im Dialog: Genesis 15, in: *M. Witte (Hg.)*, Gott und Mensch im Dialog (FS O. Kaiser) (BZAW 345/1), Berlin 2004, 237-257; auch in: *Ders.*, Verheißung und Rechtfertigung (BZAW 431), Berlin 2013, 80-102.

<sup>67</sup> Gen 17,1; 28,3; 35,11; Ex 6,3. Die weiteren Belege Gen 43,14; 48,3; 49,25 sind nachgetragen.

<sup>68</sup> Auch in den mesopotamischen Fassungen gehört das Opfer des überlebenden Fluthelden unentbehrlich zum Stoff der Erzählung.

## 10 VORAUSSETZUNGEN DER URKUNDENHYPOTHESE. ZEHN THESEN

(1) Das aufwendige Unternehmen, zwei parallele Darstellungen der Heilsgeschichte zu einer gemeinsamen, dritten Größe zu verweben, ist nur denkbar, wenn es dafür zwingende theologische Gründe gegeben hat. »J und P« galten als »einstimmig in Bezug auf die Wahrheit, und diese Einstimmigkeit war durch Kompilation zu bewahren und sichtbar zu machen«<sup>69</sup>.

(2) Daraus folgt, dass die Redaktion, die die beiden Quellen verbunden hat – man sollte sie nicht mehr »Endredaktion (R)«, sondern »Redaktion R<sup>JP</sup>« nennen –, keine der beiden Quellen bevorzugt hat. Die Priesterschrift war für R<sup>JP</sup> nicht »kanonischer« als der Jahwist. Die häufige Behauptung, R habe in besonderer Nähe zu P gestanden, kann nicht zutreffen. Voraussetzung der Quellenverbindung war die religiöse Gleichwertigkeit der Quellen.

(3) Daraus folgt ferner, dass die beiden Quellen innerhalb des neuen Ganzen so weit wie möglich erhalten bleiben mussten. Damit erklären sich die vielen Dubletten und Härten, die die Quellenscheidung erst möglich machen. »Dies beruht [...] auf der strengen *Treue* womit der Redaktor oder Verfaßer des Buchs [...] seine Quellen wörtlich und vollständig einrückte, und mit Beibehaltung aller ihrer Eigenthümlichkeiten zusammenstellte«<sup>70</sup>.

(4) Daraus folgt nicht zwingend, dass der *Wortlaut* der beiden Quellen unversehrt bleiben musste. Dieser wurde in dem neuen Ganzen so oder so aufgehoben. Die Redaktion hatte allein das Ziel, die theologische und historiographische Substanz zu bewahren. Der Versuch, den vollständigen Wortlaut der beiden Quellen wiederherzustellen, ist aussichtslos. Diese Einschränkung ist aber kein Argument gegen die Quellenscheidung.

(5) Die beiden Quellen konnten nur vereint werden, weil ihr historiographischer Ablauf übereinstimmte. Der Aufriss der älteren Geschichtsdarstellung und auch manche Einzelheit müssen der jüngeren Fassung bekannt gewesen sein, auf welchem Wege auch immer.

(6) Das Verfahren bei der Vereinigung der beiden Quellen muss so einfach wie möglich gewesen sein. Die parallel laufenden Quellen wurden Abschnitt für Abschnitt hintereinander gestellt. Das Reißverschlussverfahren wurde nur bei zwei begründeten Ausnahmen angewendet: bei der Sintflut Gen 6–9 und beim Meerwunder Ex 14.

(7) Für die Vereinigung der beiden Quellen wird die Urkundenhypothese zur Ergänzungshypothese: die eine der beiden Quellen liegt jeweils zugrunde,

<sup>69</sup> Donner, *Der Redaktor*, 26 (= 282).

<sup>70</sup> Hupfeld, *Die Quellen der Genesis*, 195 f.

die andere wird in sie eingetragen. Dabei gibt es keine Präferenz. Das Verfahren richtet sich nach der Struktur und/oder nach der Menge des Textes. Während die Priesterschrift in der Urgeschichte die Grundlage bildet, wird sie von Gen 12 bis Ex 5 zur Ergänzung. Erst ab Ex 6 hat P wieder die Führung. Auch in der Abfolge von vorderer und hinterer Sinaiperikope (Ex 19–24; 32–34) ist die Priesterschrift (Ex 25–29 mit Anhängen) Einschub und nicht Grundlage.

(8) Die Quellen J und P wurden in einem frühen Stadium der Textentwicklung des Pentateuch miteinander verbunden. Der meiste Text ist erst nach der Quellenverbindung hinzugekommen. Allein in der Urgeschichte umfasst dieser Anteil knapp ein Viertel des heutigen Textes.<sup>71</sup> In Gen 12–50 dürfte es etwa die Hälfte sein. Man macht sich das schnell klar, wenn man sich die Kapitel 14; 15; 18B; 20–22\*; 23; 34; 38; 48 und 49 vor Augen hält, die ganz oder zu großen Teilen spät entstanden sind. In den mittleren Büchern der Tora gewinnen die Ergänzungen noch weit größeren Umfang. »Die Redaction des Hexateuch gestaltet sich [...] zu einer fortgesetzten Bearbeitung und Revision.«<sup>72</sup>

(9) Der Umstand, dass der bei weitem größere Teil des heutigen Textes die Verbindung von J und P schon voraussetzt, nimmt der mechanischen Quellscheidung viel von ihrer Plausibilität. Andererseits ist er der Grund für die Stimmigkeit der heutigen Geschichtsdarstellung. Die Ergänzungshypothese herrscht im Zweifel überall. Nicht die Pentateuchquellen, sondern Ergänzungen sind die Regel. Die Quellscheidung kann nur gelingen, wenn man zugleich die Grundfassung der Quellen (P<sup>G</sup> und J<sup>G+K</sup>) herzustellen versucht.

(10) Die Endgestalt ist durch das allmähliche Versiegen des literarischen Traditionsstroms zustande gekommen, nicht durch bewusste Entscheidung. Die Buchgestalt der Tora ist nicht »gemacht«, sondern gewachsen,<sup>73</sup> wie es einem religiösen Text dieser Bedeutung allein auch entspricht. »Pointiert formuliert: »Die Endredaktion« gibt es nicht.«<sup>74</sup>

<sup>71</sup> Vgl. *Ch. Levin*, Die Redaktion R<sup>JP</sup> in der Urgeschichte, in: *M. Beck/U. Schorn* (Hg.), Auf dem Weg zur Endgestalt von Genesis bis II Regum (FS H.-Ch. Schmitt) (BZAW 370), Berlin 2006, 15–34; auch in: *Ders.*, Verheißung und Rechtfertigung. (BZAW 431), Berlin 2013, 59–79.

<sup>72</sup> *Kuonen*, Historisch-kritische Einleitung I 1, 302.

<sup>73</sup> Vgl. *B. Duhm*, Das Buch Jeremia (KHC 11), Tübingen/Leipzig 1901, XX.

<sup>74</sup> *Blum*, Studien zur Komposition des Pentateuch, 380.